

gang und die Bewertung der ostdeutschen Schrumpfungprozesse hat. Der Anspruch der Hrsg., das Qualitative von Schrumpfung sowohl in den Ursachen als auch in den Folgen herauszuarbeiten und damit zu einer Differenzierung aktueller Tendenzen der Wahrnehmung von Schrumpfung als Krise beizutragen, ist in allen Beiträgen des Sammelbandes spürbar, wenn er auch von manchen Autoren nicht immer stringent eingelöst wird. Man hätte sich eine Schlussredaktion gewünscht, welche einzelne Beiträge hinsichtlich der übergeordneten Fragestellung fokussiert und den Umfang der Fußnoten zugunsten einer Lesefreundlichkeit reduziert. Doch allein das Fragen nach den Auswirkungen des Strukturwandels auf die Lebensqualität, nach den kulturellen Deutungsmustern und ihren Einfluss auf Beschreibung und Bewertung von Schrumpfung macht „Schrumpfende Städte“ zu einem gelungenen und empfehlenswerten Buch.

Anmerkung:

- 1 Bis zum 31.12.2007 wurden 221.776 Wohnungen in Ostdeutschland abgerissen bzw. zurück gebaut. Zu Zielstellungen, Verlauf und Umsetzungsstand des Stadtumbau Ost Programms siehe: Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), Evaluierung des Bund-Länder-Programms Stadtumbau Ost, Berlin, 2008, die genannte Abrisszahl S. 72.

**Andreas Gebesmair: Die
Fabrikation globaler Vielfalt.
Struktur und Logik der transnationalen
Popmusikindustrie, Bielefeld:
Transcript Verlag, 2008, 367 S.**

Rezensiert von
Gunnar Otte, Zürich

Der Autor des Buches und Direktor des Internationalen Forschungsinstituts für Medien, Kommunikation und Kulturelle Entwicklung Mediacult, Wien, ist einer der führenden Musiksoziologen im deutschsprachigen Raum. Nachdem sich Andreas Gebesmair in seiner Doktorarbeit mit der Entstehung von Musikgeschmack beschäftigt hat, wendet er sich in seiner Habilitationsschrift der Angebotsseite von Musik zu. Seine Leitfrage lautet: Wie lässt sich das Ausmaß musikalischer Vielfalt bzw. Homogenität im globalen Maßstab und innerhalb einzelner Länder vor dem Hintergrund des Strukturwandels der transnationalen Musikindustrie beschreiben und erklären? Eine theoretische und empirische Auseinandersetzung mit diesem komplexen Untersuchungsgegenstand zu suchen, kann gar nicht hoch genug bewertet werden, ist unsere Alltagswahrnehmung doch von der Überzeugung geprägt, dass die Unternehmenskonzentration in der Musikindustrie stetig steigt und die Hitparaden immer mehr von globalen Superstars dominiert werden. Aber gibt es nicht auch regionale Beharrungstendenzen und sind nicht – spätestens durch das Internet – musikalische Nischengenres

jeglicher Couleur überall verfügbar? Die Bearbeitung dieser Fragen organisiert der Autor in drei Schritten. In Teil I geht es um die begriffliche Auseinandersetzung mit Popmusik und Globalisierung; in Teil II um Beschreibungen des Strukturwandels der Musik- und Medienindustrien und um empirische Analysen zur musikalischen Vielfalt; in Teil III schließlich um theoretische Erklärungen für die erzielten Befunde und um normative Fragen der Kulturindustriekritik.

In den Mittelpunkt rückt Gebesmair Popmusik – nicht Kunst- oder Volksmusik –, da sie die Verkaufshitparaden und Radioprogramme dominiere. Dass Popmusik definitorisch schwer zu bestimmen ist, macht er in Kapitel 2 deutlich, indem er neun typische Abgrenzungsdimensionen nachzeichnet. Anstatt einen weiteren unter zahllosen Versuchen einer Nominal- oder Realdefinition zu wagen, versteht der Autor sein Vorgehen als Konstruktion eines „mehrdimensionalen Raums des Populären“ (42), innerhalb dessen ein Musiktitel mehr oder weniger ausgeprägte Popmusikattribute aufweisen könne. Produktionsseitig gehörten dazu industrielle, überregionale Verbreitung, individuelle Autorenschaft und heteronome, kommerzielle Produktion; rezeptionsseitig massenhafte, schichtübergreifende Nachfrage und außermusikalische Funktionalisierung (z. B. zum Tanzen); ästhetisch schließlich geringe Komplexität, Soundorientierung und beatbasierte Rhythmik. Globalisierung begreift Gebesmair als raumzeitliche Dehnung, Intensivierung und Interdependenz gesellschaftlicher Beziehungen (62). Aus dem Globalisierungsdiskurs greift er die These des Kulturimperialismus heraus und zeichnet in Kapitel 3 drei Teildimen-

sionen nach: Beklagt würden eine Kommerzialisierung medialer Inhalte in Folge der Deregulierung nationaler Medienindustrien, eine um sich greifende Ideologie des Konsumismus, d. h. ein Denken in den medial vorgegebenen Kategorien, sowie Verluste regionaler Besonderheiten in Folge der Durchsetzung global standardisierter Produkte. Gebesmair betont zwei forschungsleitende Differenzierungslinien, die m. E. auch in weiteren Studien Beachtung finden sollten (87 ff.): Erstens sei zu unterscheiden, welche Angebotshomogenität beim Vergleich zwischen Regionen und welche innerhalb dieser Regionen bestehe. Es sei denkbar, dass sich Regionen durch Kulturaustausch immer mehr angleichen, innerhalb der Regionen aber eine umso größere Vielfalt bestehe. Zweitens seien – im interregionalen Vergleich wie in intraregionalen Analysen – die Konzentration im Mainstream und die Anzahl von Marktnischen separat zu untersuchen, denn beide könnten gleichzeitig steigen.

Vor der Präsentation derartiger Analysen beschreibt der Verfasser in Kapitel 4 und 5 den Strukturwandel der Tonträger- und Medienindustrien. Er greift damit zwar den Deregulierungsaspekt der Kulturimperialismusdebatte auf. Tatsächlich thematisiert er aber ein weiter gefasstes Spektrum struktureller Rahmenbedingungen, unter denen sich das Musikangebot entfaltet. Genauer gesagt bedient er sich der sechs Restriktionen, die Richard Peterson in seinem „production of culture“-Ansatz formuliert hat: Kulturproduktion sei eingebettet in technologische Entwicklungen, einen rechtlichen Rahmen, die Industriestruktur, Organisationsstrukturen, berufliche Rollen und Märkte. Die gleichermaßen informativ und unterhaltsam verfasste

Darstellung vermittelt dem Leser breites Hintergrundwissen. Deutlich wird, dass die Musikindustrie schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hochgradig transnationalisiert und stark konzentriert war und sich in zentralen Grundmerkmalen – Urheberrecht, Verflechtungsgrad, Kooperationsformen in Produktion und Vertrieb, Bedeutung des Radios, Marktkonstruktion anhand von Genreklassifikationen – bis heute kaum, zumindest aber nicht linear gewandelt hat.

Kapitel 6 enthält die zentralen empirischen Analysen. Hier sieht sich Gebesmair Problemen der Datenlage und Messung musikalischer Vielfalt ausgesetzt. Er entscheidet sich dafür, Jahresverkaufshitparaden (Top 50) von Singles in den USA, Australien, England, Holland, Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien von 1961 bis 2003 auszuwerten. Um Vielfalt an territorialen Zuordnungen des Musikrepertoires festzumachen, nutzt er die nationale Herkunft eines Künstlers, gemessen am Ort des ersten kommerziellen Erfolges, als Hauptkriterium und die Sprache als Zusatzkriterium. Über die Zeit finde sich nur „eine geringfügige Abnahme der Unterschiedlichkeit der Hitparaden“ (191). Nach meinen Berechnungen tauchen jährlich zwischen 50 % und 70 % aller Titel in nur einer der acht Länderhitparaden auf – ob der Rest des Repertoires über alle Länder gleich ist oder nur vereinzelt überlappt, lässt sich mit Gebesmairs Maßzahlen nicht feststellen. Auffälliger als ein klarer Trend sind fünf Homogenisierungsschübe, denen zyklisch eine steigende Vielfalt folgt. Die ersten drei schreibt der Autor der „British Invasion“ im Zuge des Erfolges der Beatles (ab Mitte der 1960er), der „Disco-Welle“ (Ende der

1970er) und dem vom Musiksender MTV getragenen „Videopop“ britischer New Wave-Acts und amerikanischer Superstars (Mitte der 1980er) zu; für die Homogenisierung zu Beginn und Ende der 1990er gibt er keine eindeutige Erklärung. Für zwei Zeitpunkte in den 1970ern demonstriert er Ähnlichkeiten der Hitparaden in Paarvergleichen von Ländern: England und Australien bzw. Deutschland und Österreich sind einander relativ ähnlich, während Italien, Frankreich, aber auch die USA starke regionale Besonderheiten aufweisen. Leider beschreibt Gebesmair diese aufschlussreichen Muster nicht für den Gesamtzeitraum. Kaum Worte verliert er über die Aussagekraft seiner Daten, obwohl doch die Erhebungsmethoden von Hitparaden im Länder- (neben Verkäufen wird z. T. der „Airplay“ einbezogen) wie im Zeitvergleich (Komposition der Verkaufsstellenstichproben; Selbstbericht vs. Soundscan) variieren.

Die Konzentration im Mainstream schätzt der Verfasser in Ermangelung tonträgerbezogener Verkaufszahlen anhand der Platinum Europe Awards: Die 42 Alben, die 1998 in Europa mehr als eine Million Mal verkauft wurden, erzielten einen Marktanteil von etwa 8%. Sodann untersucht er die acht Ländercharts anhand von Herkunft und Sprache der Interpreten auf den „heimischen Anteil“, der als Maß der Konzentration auf regionsspezifische Repertoires fungiert. Bevölkerungsmäßig kleine Länder wie Australien und Holland weisen dauerhaft niedrige Anteile von rund 20% heimischer Produktion auf, England (50 %) und die USA (80 %) liegen deutlich darüber. In Deutschland und Österreich verharrt der Anteil deutschsprachiger Titel nach einer rapiden „Anglisierung“ der

Charts in den 1960ern auf konstantem Niveau, während die Denationalisierung in Italien und Frankreich später einsetzt und kontinuierlicher verläuft. Ab den 1990ern sind in mehreren Fällen Zugewinne heimischen Repertoires zu verzeichnen. Gebesmair diskutiert mehrere „ad hoc Erklärungen“ (215) für die Trends und Zyklen, etwa Quotenregelungen im Rundfunk sowie Angebotsverzerrungen der Major Labels und des Musikfernsehens zugunsten angloamerikanischer Acts, hält sie aber für nur bedingt erklärungskräftig. Abschließend thematisiert er die Globalisierung und regionale Vielfalt von Nischen. Dass das nicht-heimische Repertoire der acht Hitparaden allein zu 40 % aus England und 30 % aus den USA stammt, verdeutlicht bereits, wie schwierig es für Musik ohne englische Sprache ist, in die Charts vorzudringen. Man kann nun einwenden, dass Nischen gar nicht anhand von Jahrescharts, die per definitionem den Mainstream abbilden, analysierbar sind. Und in der Tat bleibt der Autor hier brauchbare Evidenz schuldig. Sein Verweis auf die Nischenverfügbarkeit qua Internet ersetzt nicht die historische Rekonstruktion der Herkunftsbezüge von Nischenmusik. Dazu hätte man genrespezifische Verkaufs-, Kritiker- oder Hörercharts untersuchen können.

Obwohl sich Makrovariablen wie die Landesgröße als erklärungskräftig erwiesen haben, sucht Gebesmair nach einer Tiefenerklärung. In Kapitel 7 und 8 diskutiert er aus der Perspektive der neoklassischen Ökonomik, inwieweit ein – empirisch nicht gegebenes – Marktversagen mangelnde Angebotsvielfalt auslösen kann, und aus wirtschaftssoziologischem Blickwinkel, ob organisationale Trägheit der Musikunter-

nehmen Nischenpräferenzen unbefriedigt lassen kann. Neoklassisch führt er die drei Homogenisierungsschübe auf Skalen- und „first-mover“-Vorteile global agierender Major Labels beim Crossmarketing zurück (z. B. Disco-Film *Saturday Night Fever*; Einführung von MTV), ohne dies anhand der beteiligten Labels dezidiert zu belegen. Inspiriert durch Ronald Burts Arbeiten postuliert er wirtschaftssoziologisch, dass innovatives Unternehmertum auf der Überbrückung „struktureller Löcher“ in Produktionsnetzwerken beruht. Basierend auf Vollerhebungen von Tonträger-Credits illustriert er dies netzwerkanalytisch für die Musikproduzenten Rick Rubin, einer Zentralfigur der Popularisierung von Rap-Musik, und Stock/Aitken/Waterman, dem Inbegriff musikalischer Standardisierung in den ausklingenden 1980ern (u. a. Kylie Minogue, Jason Donovan). So innovativ diese Analyse ist, sie bleibt doch auf halber Strecke stehen: Gebesmair versäumt es nachzuweisen, dass Rubins Musikercluster systematisch mit unterschiedlichen Major Labels zusammenhängen und seine Produktionen einem netzwerkinduzierten Timing folgen. Ohne Klärung dieser kausalitätsrelevanten Fragen ist die Alternativhypothese nicht auszuräumen, dass Rubin einfach eine aufgeschlossenerere Persönlichkeit war als Stock/Aitken/Waterman.

Kurz kommt der Autor darauf zu sprechen, dass zum Verständnis der Angebotsentwicklung auch die Nachfrageseite zu berücksichtigen ist. Er führt die Persistenz von Nischenangeboten auf die erhöhte geographische und soziale Mobilität zurück, in Folge derer sich in den oberen Sozialschichten ein breiter Geschmack als neues Distinktionskriterium etabliert habe (Omnivores-These nach Peterson). Nicht

unerwähnt soll bleiben, dass Gebesmair eine „reflexive Kulturindustriekritik“ anmahnt. Da die Musikindustrie mit ihrem Angebot unsere Alltagsnormalität definiert und wir diese durch „vorreflexive Imitation“ verinnerlicht, trage sie zur „Stabilisierung sozialer Ungleichheiten“ bei (295 ff.). Wie dies ablaufen soll, erschließt sich mir nicht, zumal eben noch auf die Geschmacksvolatilität durch soziale Mobilität abgestellt wurde. Normativ lehnt Gebesmair vehement die Zelebration des Populären ab, wie die Cultural Studies sie betreibe, die er in lesenswerter Weise unter Beschuss nimmt (27 ff., 76 ff.); er lehnt aber auch ästhetisch partikuläre Bewertungsstandards und die Forderung einer „Diktatur der Experten“ ab, wie man sie bei Adorno finde. Stattdessen fordert er mit Bourdieu dazu auf, seinen eigenen ästhetischen Standpunkt selbstreflexiv zu hinterfragen (306 ff.).

Insgesamt liefert das Buch wichtige Impulse für eine systematischere Erforschung kultureller Globalisierungsprozesse und für eine Versachlichung kulturimperialistischer Thesen. Empirisch hätte man das Material, wie oben eingewandt, eingehender auswerten können – und der Autor sollte das in Zeitschriftenartikeln unbedingt noch tun. Theoretisch überzeugt mich die Argumentation nur bedingt: Einfache Erklärungsfaktoren wie die Ländergröße, Sprache der Interpreten und Neuerungen in Technologie bzw. Marketing tragen den ermittelten Variationen musikalischer Vielfalt letztlich besser Rechnung als die in Teil III bemühten Ansätze. Mich wundert zudem, dass die Organisationsökologie nicht als theoretisches Paradigma herangezogen wird, hat die darauf aufbauende Forschung zu Zeitungs-

Hotel- und Biermärkten sich doch explizit mit dem Verhältnis von Konzentration und Nischenbildung auseinandergesetzt. Künftige Forschungsarbeiten sollte die von Gebesmair gegebenen Anstöße aufgreifen und ihren Fokus auf die – hier zu kurz gekommene – Untersuchung spezifischer Marktnischen und die Situation nichtwestlicher Länder richten.

**Michael Gehler/Wolfram Kaiser /
Brigitte Leucht (Hrsg.): Netzwerke im
Europäischen Mehrebenensystem.
Von 1945 bis zur Gegenwart
(= Arbeitskreis Europäische Integration. Historische Forschungen,
Bd. 6), Wien: Böhlau Verlag, 2009,
282 S.**

Rezensiert von
Marcel Berlinghoff, Heidelberg

Um politische Entscheidungsprozesse in der Europäischen Union (EU) zu beschreiben, werden in der Politikwissenschaft gerne informelle transnationale Netzwerke zur Erklärung herangezogen. Im Blickfeld der Forschung liegen dabei jedoch meist nur die vergangenen 20 Jahre. In der Geschichtsschreibung zur europäischen Integration herrschen dagegen staatszentrierte Erzählweisen vor, was an der Dominanz staatlicher Quellen, aber auch am Erbe der Diplomatiegeschichte liegt. Michael Gehler, Wolfram Kaiser und Brigitte Leucht bringen in ihrem interdisziplinären Sammelband beide Forschungsstränge zusam-